

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 9

Sonntag den 3. März

1907

Starke Liebe.

(7. Fortsetzung.)

Roman von Anna von Krane-Düsseldorf.

(Nachdruck verboten.)

Das Tantschen stand schon da und streckte uns beide Hände entgegen.
„Enfin! Was habe ich mich geängstigt!“

„Es ist doch nichts in der Zwischenzeit passiert?“ fragte der Onkel.
„Oh mon Dieu, Eberhard, sei mir nicht böse, Stephan! Verzeihen Sie mir Graf Hainberg — ich bin ja eine alte Frau . . .“

„Rudolfine ist entführt?“ schrie ich fassunglos.
„Nein, so schlimm ist's nicht, Dieu merci, aber die Hoffmaier ist seit einer Stunde bei ihr und hat das Zimmer abgeschlossen!“

„Wie ist denn das möglich?“ rief der Onkel. Seine Frau rang die Hände und nahm ihn mit einer bittenden Gebärde beim Arm. „Sei nicht böse, mon ami,“ bat sie, „aber ich war müde von der schlechten Nacht, daß ich mich ein wenig ausruhen mußte während du die Herren abholen gingst. Ich postierte meine Jungfer in Rudolfines Vorzimmer als Wache und legte mich hin. Unglücklicherweise verlangte Rudolfine Selterswasser, und ehe das Mädchen mit der Flasche aus dem Souverain heraufkam, war das Unglück geschehen. Die Hoffmaier muß mit übernatürlicher Sinnesstärke auf der Lauer gelegen haben, um zu merken daß die Bahn frei war — enfin, als meine arme Jungfer mit dem Selterswasser heraufkam, fand sie die Tür verschlossen. Sie weckte mich gleich, ich eilte hin, hörte wieder die Stimme der Gouvernante in langen Reden, versuchte ein Türöffnen zu erzwingen — umsonst! Verzeih mir, Stephan!“

„Liebste Tante, du hast dein möglichstes getan, lassen wir das auf sich beruhen. Es handelt sich jetzt darum, in das Zimmer zu kommen!“
„Nötigenfalls die Tür aufbrechen!“ rief George und riß eine Hellebarde aus dem Trophäenschnuck der Vorhalle, in der wir standen.

„Das ist nicht notwendig, Graf Hainberg!“ sprach da plötzlich eine eiskalte Stimme in unsern erregten Wortwechsel herein, und Fräulein Hoffmaier zeigte sich auf der Treppe über uns und blickte uns mit Todesfeindschaft an.

Sie mußte mit unhörbaren Schritten herangekommen sein, und ich erschraf, als ich sie anschaute, denn sie sah entsetzlich aus. Eine Zentnerlast an Leid schien auf ihr zu liegen und sie hielt sich mit einer Hand am Treppengeländer, um nicht umzusinken, aber ihre Augen sprühten Feuer hinter der blauen Brille. „Bitte, mir zu folgen,“ sagte sie, „dann können die Herrschaften das Notwendige mit mir besprechen.“

Mit diesen Worten ging sie wieder die Treppe hinauf, und wir folgten ihr schweigend. Was die andern dachten, weiß ich nicht, mir selbst aber gingen die Gedanken wirr durch den Kopf, und obwohl ich wußte, daß es sich jetzt um Tod und Leben handelte, mußte ich immer wieder den femännischen Ausdruck „klar zum Gefecht“ wiederholen und ich bemerkte dabei zum erstenmal in meinem Leben, seit ich in Meinwald verkehrte, daß die Dekoration im Treppenhaus mit einem ausgestopften Luchs abschloß. Endlich waren wir oben angekommen und traten in den kleinen Vorder Salon. Die Tür zu den Nebenräumen war geschlossen und nichts von Rudolfine zu sehen. Fräulein Hoffmaier stellte sich mit dem Rücken gegen das Fenster und sprach in ihrem üblichen Hoftone: „Da ich hier nur gezwungen weile, habe ich weder das Recht, mich zu setzen, noch andere zum Niederlegen aufzufordern. Das muß die Herrin des Hauses bestimmen.“

„Mais certainement! Prenez place!“ flüsterte die Tante ängstlich. Ich führte sie zu einem Sessel, der Onkel und George nahmen Stühle und nur die Gouvernante und ich blieben stehen, wie es zwei Duellanten auf Tod und Leben geizent. Ich nahm den Fehbehandschuh auf. „Was wollen Sie sagen, Fräulein Hoffmaier?“ fragte ich nachdrücklich. Sie sah an mir vorbei, als ob ich Luft wäre und blickte nach George hinüber, den sie mit ihren Augen in den Bann zu bekommen suchte. Ich bemerkte, daß er in einer nervösen Schulfungenart darauf zu reagieren begann.

„So viel ich weiß, Graf Hainberg,“ sagte sie, „vertrauten Sie mir vor ungefähr zwölf Jahren Ihre Tochter an, behufs würdiger Erziehung?“

„Ja, ja,“ antwortete George in befangenem Ton.

„Gut! Sie waren mit meinen Erziehungsergebnissen zufrieden, hielten mich für durchaus zuverlässig und vertrauten mir die Gräfin Rudolfine auch in erwachsenem Alter an.“

„Allerdings — das heißt — bis ich näheres erfuhr!“ murmelte George.

„Das heißt, bis ein Herr, in dessen Ehrenhaftigkeit ich keinen Zweifel setzte, dieses Vertrauen aufs schönste mißbrauchte und es hinterdrein für angezeigt hält, mich bei Ihnen zu verleumben, um seine schmutzigen Pläne reinzuwaschen.“

„Oho!“ George fuhr auf. „Was meinen Sie mit schmutzigen Plänen, Fräulein Hoffmaier? Benennen Sie eine Verlobung mit diesem Namen?“

„Durchaus nicht!“ kam die Antwort, von der jede Silbe wie ein Peitschenhieb wirkte. „Ich sehe in der Verlobung eines gesunden Mädchens nichts Bedenkliches. Oder habe ich mich etwa Ihren Plänen widersetzt, als wir Rudolfine noch für gesund hielten und sich eine passende Partie für sie bot?“

Die Hoffmaier spielte ihre Karten gut. George stieß ein kurzes hm! aus und wurde unsicher. Ich blieb unbeweglich, trotz aller Blicke und ermunternden Gebärden meiner alten Verwandten. Stumm kreuzte ich die Arme und bereitete meiner Gegnerin die Enttäuschung, ungestört weiter reden zu können. Sie warf mir einen blüßschnellen Blick zu und wandte sich dann wieder an George. „Nachdem sich nun ein nicht unbedenkliches Leiden bei Ihrer Tochter gezeigt hat, hielt ich, im Einverständnis mit Doktor Bernhardt, die Ehe für schädlich für Rudolfine und tat alles, um sie vor Liebesgedanken zu bewahren und ihr das ruhige, gemäßigte Leben zu verschaffen, das ihr nützt. Stimmt das nicht etwa mit den Berichten, die ich Ihnen zeitweise gesendet habe, Graf Hainberg?“

Hm! machte George wieder und ich gewann es noch einmal über mich, zu schweigen.

„Nun gut,“ dozierte meine Todfeindin weiter, „wenn sich die Sachen so verhalten, wie soll ich es da benennen, wenn ein Herr, dem ich blindlings vertraute, weil er den ganzen Sachverhalt kennt, mich so schmählich hintergeht? Ich vertraute ihm mein teures Kind auf Ehrenwort an, während ich mich einer bringenden Operation unterziehen mußte, er bricht dies Ehrenwort, er fängt, obwohl er der Vater des jungen Mädchens sein könnte, eine Liebelei mit der armen Kranken an, unter schöner Benutzung ihrer Schwäche, führt diese Liebelei, dank seiner Helfershelfer, zehn Tage lang hinter dem Rücken aller Autoritäten fort und läßt schließlich, erschreckt über den Zustand seines Opfers, einen Arzt kommen, ehe er anstandshalber um die Unglückliche anhält. Der Arzt, dem ich als Urheberin dieser Leiden geschildert wurde, fällt naturgemäß das denkbar härteste Urteil über mich — ich aber frage: wer ist schuld an allem? Wer hat sein Ehrenwort gebrochen? Wer entblödet sich nicht, in seiner unbezähmbaren Sinnlichkeit die Hand nach einem Geschöpf auszustrecken, das ihm durch sein Leiden geheiligt sein sollte? Und ich frage Sie, Graf Hainberg, können Sie es verantworten, Ihr armes, krankes Kind den Händen dieses Wüstlings anzuvertrauen, um es dem sichern Tode dadurch zu weihen?“

Die Rednerin schwieg und es entstand eine große Pause.

„Fräulein Hoffmaier hat ihren Trumpf gut ausgespielt!“ sagte ich, plötzlich zum Angriff übergehend. „Ich halte es aber für unnötig, sehr viel darauf zu erwidern außer der Bemerkung, daß ich ihr wohl versprochen hatte, Rudolfine vor fremden Männern zu beschützen, vor mir selber aber nicht. Vor mir braucht sie keinen Schutz, weil wir beide seit Jahren zusammengehören und weil du, lieber George und ihr, meine gültigen Verwandten, die ihr mit dem schönen Titel „Helfershelfer“ bedacht worden seid, mein Leben und meine Persönlichkeit kennt. Ihr wißt, daß ich Rudolfinen als Gatte, als Schützer, als Pfleger und als Berater zur Seite stehen werde, und daß jeder Gedanke an mein eigenes Ich vor ihrer garten Hilfsbedürftigkeit zurückzutreten hat. Wenn Fräulein

Hoffmaier über diese unerwartete Wendung der Dinge erstaunt ist, so begreife ich das, obwohl ich dachte, daß sie dies Erstaunen taktvoller und maßvoller hätte äußern können. Sie ist aber selbst an dieser Ueber-raschung schuld, da, bei ihren extremen Ansichten, keine Möglichkeit einer Annäherung oder eines Verständnisses zu finden war und ich mich deshalb entschließen mußte, ohne ihr Vorwissen zu handeln.“

Hier verbeugte ich mich gegen meine Gegnerin und sagte: „Soviel als Gentleman gegen die Dame! Es wäre mir lieb, diese Rolle festhalten zu dürfen! Einstweilen bitte ich Sie um einige Worte unter vier Augen, mein Fräulein!“ Dabei machte ich eine Handbewegung nach jener Fensternische, die von einer hohen spanischen Wand von jenem Zimmer getrennt war.

Meine Feindin folgte mir mit einem verkappten Triumphlächeln, während die andern stumm und betreten zurückblieben. Ich sah nur noch, wie das Tantschen seine Hände zum gewohnten Stoßgebet faltete und dann stand ich der Hoffmaier Aug in Auge gegenüber. Nun endlich sahen wir uns beide mit vollem Blick an, und die übrige Welt existierte nicht mehr für uns.

„Welche Lüge oder Schmeichelei wollen Sie jetzt probieren?“ fragte sie höhnisch.

„Gar keine, sondern die Wahrheit!“ erwiderte ich trocken. „Ich will sie Ihnen aber unter vier Augen sagen, um Ihnen die Möglichkeit eines anständigen Rückzugs zu gewähren.“

„Wirklich? Glauben Sie denn, daß Sie mir das Kind meiner Seele entreißen können?“

„O ja! Machen Sie sich keine Illusionen. Ich kann es und ich werde es tun, denn Rudolfine ist mein, aber der Preis ist ein fürchtbar hoher! Sie verstehen mich, mein Fräulein, und ich warne Sie vor dem naiven Glauben, daß ich von meinen Absichten zurücktreten könne! Sie haben bis jetzt nur mit schwachen, gutmütigen Männern verkehrt, das hat Sie sicher gemacht, aber ich sage es Ihnen, ich gehöre nicht zu dieser Sorte. Wenn Sie Rudolfine wirklich lieben, so treten Sie jetzt zurück und ersparen Sie uns den letzten Kampf.“

„Meinen Sie!“ höhnte das Weib. „So süßsam bin ich nicht! Ein Verführer wie Sie, Graf Albringen, erhält mein Kind nie!“

„Kennen Sie die Folgen Ihrer Handlungen, Fräulein Hoffmaier?“

Sie wich meinem Blick aus. „Was meinen Sie damit?“

„Es scheint mir, daß Sie mich verstanden haben!“ sprach ich kalt. „Rufen Sie jetzt Rudolfine herein! Wir wollen sie fragen, wem sie von uns beiden folgen will!“

Mein Gegenüber wurde blaß. „Wozu eine Kranke quälen?“ flüsterte sie. „Rudolfine wird Ihnen daselbe sagen, was ich bereits hundertmal wiederholt habe, nämlich, daß sie diese erzwungene Verlobung nicht anerkennt.“ — „Gut, so soll sie es mir sagen! Ich will es aus ihrem eigenen Munde hören!“

Die Gouvernante faßte plötzlich nach einem Schlüssel, den sie aus der Tasche holte und wollte blickschnell an mir vorbei schlüpfen, ich ergriß sie aber am linken Handgelenk und hielt sie fest. „Nicht so schnell, mein Fräulein! Keine Geheimnisse! Ich gehe mit Ihnen — und nun, zum letzten Male: Die Folgen auf Ihr Haupt!“

Sie fuhr mit einem jähen Ruck zu ihrer vollen Höhe empor: „Ich nehme die Folgen auf mich!“ sagte sie hart.

„Nun denn — so sei es!“

Wir tauchten wieder hinter dem Wandschirm auf — ein sonderbares Paar! Sie ging in stolz verächtlicher Haltung unter meinem festen Griff, und ich biß die Zähne zusammen vor innerer Qual über dem Spiel auf Tod und Leben, das wir jetzt auskämpften, und doch hätte mich keine Macht der Welt davon abgebracht. Die Zuschauer waren aufgesprungen und standen in stiller Spannung dabei.

Starrrend drehte sich der Schlüssel im Schloß, die Tür öffnete sich, meine Hand hielt das rasende Weib zurück. „Rudolfine!“ rief ich. „Rudolfine!“ schrie die Hoffmaier.

Eine totenblasse Puppe mit starrem Blick kam heraus, und ich drehte den Kopf weg, um sie nicht zu sehen.

„Rudolfine, sage dem Herrn hier vor diesen Zeugen, was du von der erzwungenen Verlobung denkst!“ befahl die Gouvernante, und eine blecherne angiverstörte Stimme plapperte los: „Graf Albringen, ich muß Ihnen sagen, daß Sie sich meine hilflose Lage zu Nutzen gemacht haben, um von mir ein Verlöbniß zu erzwingen, daß ich aber hiermit widerrufe.“

„Allmächtiger Gott, was ist das?“ rief George ganz verzweifelt, ich aber schob ihm die Hoffmaier zu. „Halt sie fest, wenn sie dazwischen treten will!“

Dann ging ich zu der armen Puppe, die so unbeweglich da stand, wie die kleine Nachtwandlerin damals in der Hainberger Bibliothek. Ich stöhnte unwillkürlich, als ich ihr nahe kam — aber es mußte sein! Wesser das Argste als diese Marter!

Tief blickte ich in die starren Augen, die so matt und glanzlos waren, daß ihr Goldgrund nicht mehr durchschimmerte, leise legte ich meine Hand auf die sieberheiße Stirn und dann rief ich langsam und deutlich: Wach auf, Rudolfine! Du schläfst nur und weißt nicht was du sagst! Wach auf, hörst du? Die Liebe ist stärker wie der Tod!“

Ein durchdringender Aufschrei — ein jähes Zusammenfahren — noch ein Schrei: „Stephan, Geliebter! Hilf mir, rette mich!“ — Dann brach Rudolfine in meinen Armen zusammen.

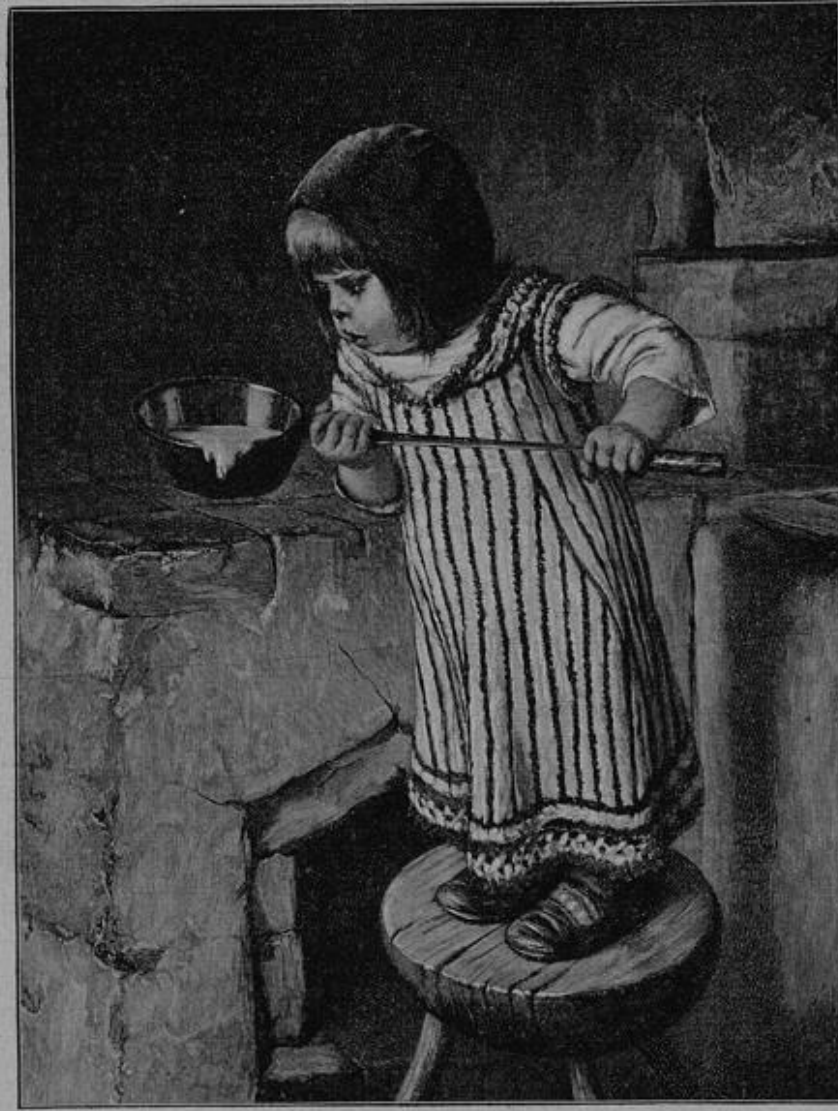
Ich hob sie auf wie ein Kind. „Mein!“ lachte ich der Hoffmaier ins Gesicht und trug meine Braut in ihr Zimmer, um sie niederzulegen. Das Tantschen flog in zitternder Hast hinterdrein, und ich hörte noch den verzweifelten Jammerlaut der Gouvernante: „Mein Kind — in seinen Armen!“ während

George sie gewaltsam hinausführte. Dann aber nahm mein armes Lieb mein ganzes Sein in Anspruch, denn nun begann das Furchtbare, daß ich geahnt und gefürchtet hatte. Entsetzliche Krampfanfälle wechselten mit totähnlichen Ohnmachten ab, und der Abend dämmerte schon durch die Fenster herein, als wir noch um Rudolfines Lager versammelt waren. Das Binglein der Lebenswage schwankte zwischen Sein und Nichtsein.

In all der Zeit war ich nicht eine Sekunde von ihr gewichen und meine Willenskraft hatte sie durch alles durchgebracht, nun aber schien die Natur erschöpft zu sein. Sie lag in einem lethargischen Schlummer, ohne jede Regung, der Atem ging schwach und das Herz schlug in unregelmäßigen Absätzen.

Tante Lichtenrieth schlich sich leise zu mir hin: „Seh dich doch auf einen Augenblick, Stephan, du mußt ja todmüde sein! Nimm eine Stärkung zu dir!“

Ich wehrte mit der Hand ab. „Laß mich, Tante! Ist Professor Restner noch nicht da?“



Dorwihig. Nach dem Gemälde von Hermann Kaufbach.

„Mein armer Bub, der Wagen ist eben leer von der Bahn zurück gekommen!“

„Hat er die Depesche nicht erhalten?“

„Doch! Seine Frau hat zurücktelegraphiert, er sei auf einem Auszug, käme erst abends zurück und führe mit dem ersten Zuge hierher.“

„Wann kann er dann hier sein?“

„Morgen gegen neun Uhr,“ sagte der Onkel. Ich schlug mir mit der geballten Faust vor die Stirn. Wir verstanden uns ohne Worte. Da richtete sich George plötzlich auf, der zu Füßen des Bettes gekniet hatte und nun seinen Kopf in den Armen versteckt hielt. Er strich sich über die verwirrten Haare, als wollte er seine Gedanken sammeln, dann fragte er kurz und bestimmt: „Wie weit liegt das Walddorf von hier, kann man hinfahren?“

„Allerdings,“ erwiderte der Onkel. „In meinen jüngeren Jahren bin ich öfters hinfahrschier.“

„Wie weit ist es zu fahren?“ wiederholte George.

„Etwa drei Stunden, wenn man wegekundig ist.“

„Dann könnte man ja den Professor bedeutend früher hier haben, wenn man ihn per Wagen holte.“

„Gewiß, lieber Graf! Aber es gehört neben der Landeskennntnis auch ein Meißerfähler dazu, um eine derartige Tour bei Nacht zu machen. Helmer ist leider auf Urlaub, sein Stellvertreter wird mit den Juckern nicht fertig, die allein diese Fahrt bewältigen können.“

„O, wenn's weiter nichts ist!“ und George reckte sich hoch auf und dehnte seine muskulösen Arme. „Schaffen Sie mir nur einen Führer, der mit aufsteigt, ich hole den Professor! Ich will auch einmal etwas für mein armes Kind tun dürfen. Daß ich fahren kann, wissen Sie ja, und sollte etwas an den Pferden passieren —“

Onkel Lichtenrieth wehrte ab: „Sans conditions, eher comte! Meine Pferde stehen Ihnen zur Verfügung!“

„Onkel, ich danke dir!“ sprach ich ergriffen.

„Keine Ursache! Erebus und Achéron sollen heute, so Gott will, wieder gutmachen, was sie an dir gesündigt!“ Damit glitt der alte Herr aus dem Zimmer, um seine Anordnungen zu treffen.

Die Tante horchte vorsichtig auf Rudolfs Atem und schob ihr die Kissen zurecht. „So ist's wohl am besten,“ sagte sie dabei. „Wenn nur alles gut geht in der Nacht, es gibt schlechte Stellen auf dem Weg.“

„Haben Sie keine Angst, Baronin! Ich komme sicher durch,“ sprach George. „Ich muß auch einmal etwas für mein Kind tun dürfen und hier ist Stephan notwendiger als ich. Da hole ich den Arzt.“

„Ich nicke ihm schweigend zu. Er hatte recht! An meiner Gegenwart allein hing das schwache Leben, das jetzt im Todesbanne der Erschöpfung lag. „Stephan, hilf mir, ich muß ins Dunkle, sie steht mich an, rette mich!“ Das war der Angstschrei, der durch all ihre Leiden hindurchging, und meine stete Antwort: „Sei ruhig, Rudolfsine, ich bin bei dir, ich helfe dir!“ wirkte immer wieder als Heilmittel, bis jene entsetzliche Schwäche eintrat, die meiner Kraft spottete. Trotzdem schien es mir doch, als ob die Hand, die so leblos in der meinen ruhte, noch ein Gefühl davon verriet, daß ich sie hielt.“

Der Onkel kam wieder herein. „Die Pferde werden gleich da sein, lieber Graf, auch ein sicherer Führer! Allerdings nur der kleine Gärtnergehilfe, aber ein sehr intelligenter Bub, der aus dem Walddorf stammt und jeden Samstag abends nach Haus fährt. Der kennt Weg und Steg bei Tag und Nacht. Ich lasse meinen leichten Jagdwagen einspannen — soll mein Jäger mitfahren?“

„Unnötiges Gewicht — ich danke!“ entschied George.

„Gut! Nun müssen Sie sich aber vor der Strapaze ein wenig stärken. Sie müssen, eher comte, um Rudolfs willen! Kommen Sie ins Eßzimmer. Sie können dann gleich fort, mein Jagdmantel liegt für Sie im Wagen.“

George beugte sich über die regungslose Gestalt im Bett und küßte seine Tochter auf die Stirn. „Gott sei mit dir, Rudolfsine!“ Dann nickte er uns zu und verließ das Zimmer mit dem Onkel.

Nach einiger Zeit hörten wir das Rollen eines Wagens und das Stampfen und Schnauben meiner alten Widersacher in der Einfahrt. Da öffnete Rudolfsine plötzlich die Augen: „Sag Papa — noch — einen — Gruß!“ hauchte sie mühsam. „Geh, Stephan!“ flüsterte sie, als ich sie nicht verlassen wollte. Da ging ich nach unten.

George machte einige Probefahrten mit den Juckern auf dem weiten Platz hinter dem Schloßchen, während der alte Reserverutscher und die übrige Dienerschaft ihm bewundernd zusahen. „Der kanns!“ meinten sie kopfnickend und sie hatten recht. Das war der richtige Rutscher für das Unterweltsgespinn. Wie aus Erz gegossen sah er auf dem Bock, kaum schien er sich zu bewegen und doch gehörten die Pferde seiner leisen Andeutung, als er sie erprobte und das Einverständnis mit ihnen herzustellen suchte, das jeder richtige Fahrer mit seinem Gespann haben muß. In einer anderen Stimmung hätte ich auch den Anblick bewundert, wie der Wagenlenker seine Pferde meisterte, und die Laternen des Gefährts in der Dämmerung gelblich aufleuchteten und ihren Schein auf die spiegelnden Flanken von Erebus und Achéron warfen.

Onkel Lichtenrieth unterzog mittlerweile den kleinen Gärtnergehilfen, ein strammer Bengel von fünfzehn Jahren, einem gründlichen Examen über den Weg nach dem Walddorf, das ihn sichtlich befriedigte.

„Hast du auch zu Nacht gegessen?“ fragte er ihn dann.

„Nein, Euer Gnaden, nur gewespert!“ kam die Antwort.

„Gut, daß ich das weiß, warte!“ Und der Onkel eilte in den Speiseaal, holte eigenhändig einen gebratenen Hahn und eine halbe Pastete heraus, wickelte sie achlos in die neueste Abendausgabe seines Leibblattes und gab sie dem Jungen. „Da Hansel! Ich das unterwegs und mach deine Sache gut! Soll dein Schaden nicht sein!“

„Vergelt's Gott!“ und der Bub krabbelte pfeilschnell mit seiner Beute neben George auf den Bock, denn die Fahrt sollte jetzt vor sich gehen. Ich trat nun an den Wagen und bestellte meinem Freund den Gruß seiner Tochter. George nahm den Hut ab: „Gott sei mit ihr und mit mir! Ich lasse sie in den besten Händen. Nun vorwärts!“ Er faßte die Zügel fester, ein Zungenschlag, und Erebus und Achéron flogen mit dem leichten Wagen davon.

„Bis wann ist er wieder hier?“ fragte ich den alten Kutscher, der bewundernd nachblickte.

„Wann's gut geht, bis fünf Uhr früh, Euer Gnaden, die Kößeln müssen doch amal rasten.“

Bis fünf Uhr! Jetzt war es kaum neun Uhr am Abend — noch eine lange Zeit. Ich ging wieder an Rudolfs Lager. Sie ruhte, wie ich sie verlassen hatte, nur schien mir ein leises Verstehen über ihre Züge zu gleiten, als ich den Platz wieder einnahm, den das Tantchen in meiner Abwesenheit innegehabt hatte. Wir versuchten ihr einige Stärkungsmittel einzuführen, es gelang und sie murmelte: „Stephan, hast du es Papa gesagt?“

„Ja, mein Lieb!“ sprach ich und nahm ihre Hand in die meine.

„Bleib da!“ hauchte sie, und ihre kalten Finger suchten sich um die meinen zu schließen.

„Ich bleibe bei dir, sei nur ruhig!“ versicherte ich. Ein leises Lächeln glitt über ihre Lippen, dann versank sie wieder in ihre Apathie, und unsere Nachtwache begann.

Der gute Onkel, den keine Nacht der Welt hätte veranlassen können, ins Bett zu gehen, erzählte mir im Laufe der Stunden, daß die Hoffmaier, nachdem sie aus dem Zimmer gebracht worden war, sich in eifriges Schweigen und starre Zurückhaltung gehüllt hätte. Sie wäre stumm in den Wagen gestiegen, der sie nach der Bahn bringen sollte, und hätte sich dort ein Bilet nach München verlangt. Wahrscheinlich wollte sie wieder in ärztliche Behandlung gehen.

Ich nicke mechanisch bei diesem Bericht, denn ich mußte mich in diesem Augenblick erst besinnen, wer Fräulein Hoffmaier eigentlich war! Sie war mir so entsetzlich gleichgültig jetzt! Alles war mir gleichgültig, außer der bleichen Gestalt in den weißen Kissens mit dem violetten Todeschatten um die geschlossenen Augen. Immer wieder mußten wir uns überzeugen, daß sie noch lebte, immer wieder suchten wir sie mit Stärkungsmitteln zu kräftigen, der Bann wich nicht von ihr und die Stunden schlichen bleischwer dahin, bis der graue Morgen sein fahles Licht hereinwarf und einzelne Vogelstimmen aus den Wäldern erschallten. Da wurde das flackernde Lebensflämmchen noch schwächer und drohte ganz zu erlöschen. Das Leben kommt mit dem Tag und geht mit dem Tag, dachten wir in fröstelndem Schweigen.

„Wann kommt George mit Kestner zurück?“ fragte ich zum hundertsten Male. Ich wußte ja die Antwort ganz genau, aber ich fragte doch, nur um die lastende Spannung zu unterbrechen.

Das Tantchen schwieg und wischte sich die Tränen ab, der Onkel, der mit weitausgestrecktem Arm im Gebetbuch las, nahm seinen Kneifer herunter, legte ihn behutsam in das Buch und sah nach der Uhr. Er zögerte zu sprechen!

Das Stundenblatt wies auf halb vier — vor fünf Uhr konnte George nicht zurück sein — ach, das wußte ich ja und doch fragte ich noch in meiner Angst vor dem Todesurteil des kalten Uhrzeigers!

Ich kniete neben dem Bett nieder und nahm Rudolfsine in die Arme. Ihr Kopf sank schwer gegen meine Schulter. „Geliebte!“ rief ich außer mir, „du sollst, du mußt leben! Hörst du mich? Die Liebe ist stärker wie der Tod!“

Die blaffen Augenlider zitterten ein wenig, sie bewegte die Lippen. Das Tantchen stößte ihr einen Löffel Champagner ein, der Puls ging wieder. Nun konzentrierte ich meinen ganzen Willen im Kampf mit dem Tod. „Du mußt leben, Rudolfsine,“ sagte ich ihr, fast ohne aufzuhören, ins Ohr. So verging eine halbe Stunde und sie atmete noch.

Da schlug die Uhr vier — der helle Ton ging seltsam durch die Stille des Gemachs. Vier Uhr — noch eine ganze Stunde!

„Du sollst, du mußt leben, Rudolfsine! Hörst du mich? Die Liebe ist stärker wie der Tod!“

„Ecoutez!“ sprach der Onkel mit einem Male und hob die Hand. Ein fernes Rollen wurde hörbar. „Unmöglich!“ rief die Tante. „Meine Jucker bringen das Unmögliche fertig mit einem Kutscher wie Hainberg!“ triumphierte er, denn das Rollen kam immer näher in der Morgenstille.

„Gott sei gelobt und gedankt!“ rief die Tante, da knirschte es schon auf dem Kies und donnerte in die Einfahrt. Wir hörten das jähe Einhalten des Gespannes, das Herbeilaufen der Dienerschaft, dazwischen eine Stimme, die Befehle über die Behandlung der Pferde rief. Sie schien George zu hören, klang aber ganz heiser.

Der Onkel wendete sich vom Fenster weg: „Die Scharre ist ausgeweht, Stephan! Erebus und Achéron haben ihre Schuldigkeit getan! Hier kommt der Professor!“

Beinah im selben Augenblick trat Kestner ein, blaß, übernächtigt, aber gewappnet zum Kampf mit dem Leiden.

„Schon?“ sagte er kurz und tastete nach der Athersprige in seiner Rocktasche. „Das ging ja verzweifelt schnell mit der Krissi.“
Dann warf er einen Blick auf die weiße Gestalt in meinen Armen und rief: „Platz da, es eilt. — — —“

VI.

Kestner blieb drei Tage bei uns und rang meine Braut noch einmal dem Tode ab. „Noch einmal“, sagte er mit scharfer Betonung. Jeder Frage nach der Zukunft wich er aus, und als ich ihn direkt zur Rede stellte, da ich mit Georges Einverständnis möglichst bald heiraten wollte, um mein Armseelchen Tag und Nacht beschützen und behüten zu können, so suchte er die Achseln und sagte: „Warum nicht? Du könntest schlimmeres tun als den Amateurfrankenwärter zu spielen und nebenbei ist es keine Schuldigkeit, dem abgequälten Ding zur Seite zu stehen! Ihr habt sie ja gemartert! Nun mach das wieder gut! Das gebuldige kleine Mädel hat dich so lieb, gönne ihr ein bißchen Glück, bis —“ er brach plötzlich ab. „Kestner, du siehst zu schwarz!“ rief ich und schüttelte ein Angstfrösteln ab. „Ich bin überzeugt, daß es besser gehen wird, wenn Rudolfinen in der Atmosphäre von Liebe, Teilnahme und Sorgfalt lebt, die ihr not tut! Nicht zu reden von meinem Willensseinfluß, der sie zum Leben bestimmt!“

„Soll mich freuen — probier's!“ knurrte er und ich mußte mich damit zufrieden geben.

Rudolfinen erholte sich rascher als wir zu hoffen gewagt hatten. Nach vierzehn Tagen konnte sie wieder ein wenig herumgehen und an den gemeinschaftlichen Mahlzeiten teilnehmen. Sie war stillglücklich in all der Liebe, die ihr entgegengebracht wurde, und wenn ich Anlage zur Eifersucht gehabt hätte, so wäre ich auf George neidisch geworden, der seiner Tochter förmlich den Hof machte. Er ließ es sich nicht nehmen, Rudolfinen die Treppen zu ersparen, indem er sie herauf- und heruntertrug, und er wehrte mich energisch ab, wenn ich um diesen Ritterdienst bat. „Laß mich, Stephan! Du kriegst sie ja bald für dich, Einstweilen will ich meinem Kind helfen dürfen!“

Zum Glück war Hildegard mit Rainer-George auch gekommen und das lenkte meinen Freund und Schwiegervater zeitweise von seiner neuen Liebe ab und ließ mich in meine hartgekämpften alten Rechte eintreten. Onkel und Tante Lichtenrieth schwammen in dem ihnen eigenen Element freier Gastfreundschaft. Sie wußten gar nicht, wen von uns sie am meisten vorgehen und verhätscheln sollten, bis sie sich für Rainer-George entschieden. Der Bub war inzwischen bedeutend hübscher und menschenähnlicher geworden und er avancierte zum allgemeinen Liebling und Universalpielzeug von ganz Meinwald, was seiner Wärterin ein Greuel war, da sie behauptete, der Erbgraf hätte jetzt keine Sekunde mehr Ruhe, seit ihr immer jemand herumerschleppte. Die Gute mochte ja recht haben, allein ich war meinem kleinen Schwager doch sehr dankbar für seine Gegenwart, denn er war Rudolfinens höchste Freude und erhielt ihre Gedanken in freundlichen Bahnen, auch wenn ich abwesend war. Wir teilten uns nach der ersten Wiedersehens- und Wiederfindensfreude so ein, daß immer einer von uns in Meinwald bei Rudolfinen war, während die anderen ihren Geschäften nachgingen, denn sie sollte in der schönen Luft und der Ruhe dort bleiben, bis ich sie heimführte. „Heimführen“ war der richtige Ausdruck, denn ich sollte sie in ihre alte Heimat bringen. Wir wagten keine Übersiedelung in ganz neue Verhältnisse und fremdes Klima für sie, das Rosenhaus, das ihr George geschenkt hatte und ich einrichten wollte, konnte erst im Frühjahr fertig werden, da nahm ich den Wunsch des Vaters an, den Winter bei ihm zu verbringen. „Rudolfinen soll ihr Vaterhaus von einer besseren Seite kennen lernen!“ sagte er wehmütig. Ich verstand ihn. — Platz war ja im Grafenhaus genug, daß wir für uns allein sein konnten, wenn wir wollten, und ich war ihr ein Opfer schuldig — da willigte ich ein.

Ich ging nach München, löste meinen Junggesellenhaushalt auf und stellte meine Sammlungen usw. einstweilen sicher unter. Kestner nickte stumm beim Abschied und sagte: „Na — ja!“ Ich merkte aber, daß er mir Gutes wünschen wollte und lud ihn zum nächsten Sommer ins Rosenhaus ein. Meine Sicherheit imponierte ihm, er sagte zu. Als ich nach Meinwald zurückkehrte, waren die Wälder herbstlich gefärbt. Nur wenig Tage trennten mich von unserer Hochzeit, ich wollte sie aber noch dort oben genießen, im stillen Zusammensein mit meiner Braut, ehe wir uns alle nach Hainberg begaben, wo die Trauung stattfinden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Landsknechte.

Von Conrad Freyhoff.

(Nachdruck verboten.)

In später Nachmittagsstunde eines warmen Sommertages des Jahres 1657 lehrten im Krug zu Neuzelle bei Frankfurt an der Ober zwei Wanderer ein — derbe, sonnenverbrannte Gestalten. Der ältere von beiden, dessen stattlicher Kriegerbart sich bereits mit Weiß durchsprangete, trug sehr schöne Waffen: eine Muskete von trefflicher Nürnberger Arbeit, silbergesticktes Ladebandelier, silberbeschlagenes Pulverhorn und kleine silberne Pfannenflasche; im Gurt steckte ein langer reich verzierter Toledoerdolch, während über der Schulter eine feste Ledertasche mit aufgeschmolzenem Mantel hing. Des anderen viel jüngeren Mannes Brust umschloß ein wohlpolierter Stahlharnisch; er war mit Dolch und zwei

Gürtel-Faustrohren bewaffnet und führte ebenfalls Tasche und Mantel bei sich. Beide traten in ferngejunden Krämpftiefeln einher; Waffen, Mäntel und Fußbekleidung stachen merklich gegen die vertragenen gestickten Wämser ab.

Langsam erhob sich der hochgewachsene Wirt von der Bank am Tor und hinkte den Gästen einige Schritte entgegen.

„Gott zum Gruß, Männer!“

„Grüß Gott!“ antworteten die beiden, während der ältere das bärtige Gesicht des Schänken scharf musterte.

„Guch seh' ich nicht zum erstenmal, Herr Wirt; wo traf sich unser Weg?“

„Hoho, sieh da, Alter,“ lachte der Schänke fröhlich auf; „dachte ich doch schon vorhin, als ich dich von weitem erblickte: 's ist noch der Gang und noch das Auge — freilich, jünger wurddest du nicht in den fünfzehn Jahren.“

„Um, vor fünfzehn Jahren?“

„Denk mal nach! Weißt noch, als wir unter Obristleutnant Hans Rohrscheid den Obristen Dubald und den jungen Grafen Banner zu Altenburg gefangen mitbrachten und achthundert Schwedische ruinierten? Wem schlug da eine Hakenkugel an das Knie, und wen trug der Thedel Grieben zurück mit schwerer Mühe und Gefahr?“

„Peter Heinich!“

Helles Leuchten überflog des Kriegsmanns Antlitz, und herzlich schüttelten sich die alten Waffengefährten die Hände.

„Mit dem lustigen Soldatenleben war's leider zu Ende,“ erzählte der Wirt weiter, als die drei beim schäumenden Humpen im kühlen Torwinkel saßen, „und ich haspelte mich so allmählich mit vieler Beschwer hierher zurück in die Heimat. Da hab' ich denn geschneit und geschmiedet und gedarrt, bis mir der Krug als Erbschaft meiner Frau zufiel. Von deiner Sippe ist kein einziger mehr hier; dein Bruder zog nach Küppern schon vor langen Jahren.“

„Weiß wohl, von dort komm' ich just her und bringe seinen Sohn, den Fröh hier, als Kameraden mit. Wollen uns beim Regiment des Obristen Joachim Müdiger von der Golz einmütern lassen; der Bursche hat sich schon mit Glück bei den Alt-Schleinigern versucht!“

„Boß Wetter, habt ihr aber keine Waffen und schlechte Wämser; sind wohl nicht aus derselben Kisthammer?“

„Will es dir erklären, Peterchen! Auf Befehl Seiner kurfürstlichen Durchlaucht von Brandenburg, Herzogs in Preußen, wird die gesamte Montur gleichmäßig nach Schnitt und Farbe von dem Regiment gegen Traktamentabzug geliefert; auch Ballasche und Piken sollen von gleicher Arbeit sein. Wer aber blauen Kriegermantel und dauerhafte Kniestiefel und bei den Muskettieren braves Schießzeug, sowie bei den Pikenieren weißen gefanteten Brustharnisch und zwei gute Puffer vorweist, erhält nach kleinem Abzug vom Handgeld glattes Traktament. Da haben wir unsere guten Kleidern daheim in Küppern gelassen, die nobelsten Weutestücke an Waffenzug fein gepugt und umgeschmolzt. Mühten ja die heilen Wämser sonst billig in Frankfurt an den Trödler verschleudern; wär' schade d'rum!“

„Hast recht, Thedel, daß du wieder unter märkisch Banner gehst; freut mich, tär's auch wohl mit gesunden Knochen. Pah, unter der Schwarzenbergischen Bande mochte kein guter Landsknecht für Weittelknöpfe dienen; man wußte schließlich nicht, wer war der Herr im Land bei Kurfürst Georg Wilhelms schwächlichem Regiment. Gott sei's gedankt; heute ist doch sauberer Haushalt unter Herrn Friedrich Wilhelms kurfürstlicher Gnaden!“

„Dachten wir auch, Peter; darum haben wir beide nach abgelaufener Kapitulation Kurfürsten ehrlich abgedankt und wollen unserm rechten Landesherren schwören. Können wir bei dir nächtigen? Mit dem Fröhsten müssen wir weiter, um morgen in Frankfurt einzutreffen!“

„Allemal, Freund; für dich und deinen Anhang gibt's stets ein Plätzchen. Hab's schon meiner Frau gesagt, die freut sich auch und macht uns ein leckeres Abendbrot zurecht. Wir bleiben hier im Freien, nicht wahr? 's ist so prächtig milde Luft!“

„Einverstanden! Möcht' nur zuvor noch einen Gang zum Leberecht Bruckner tun, der mir damals, als wir zum Burgsdorff zogen, mit etlichen Gulden für das Rüstzeug aushalf; will's ihm heute mit Zinsen wiederbringen!“

„Hast's weit, mußt auf den Friedhof, Thedel!“

„O weh! Wer lebt als Erbe noch von seinen Kindern? Wo ist der kleine Flachslopf hin, der Steffen?“

„Der lebt noch, was man so leben nennt — in Not und Sorge. Dort drüben sitzt im Schank der Samuel mit seinem Helfers Helfer, dem Schuster Fritsch. Morgen früh geht Steffens letztes Döjensgespann nach Frankfurt, das sie ihm für eine alte kleine Schuld abgeliefert!“

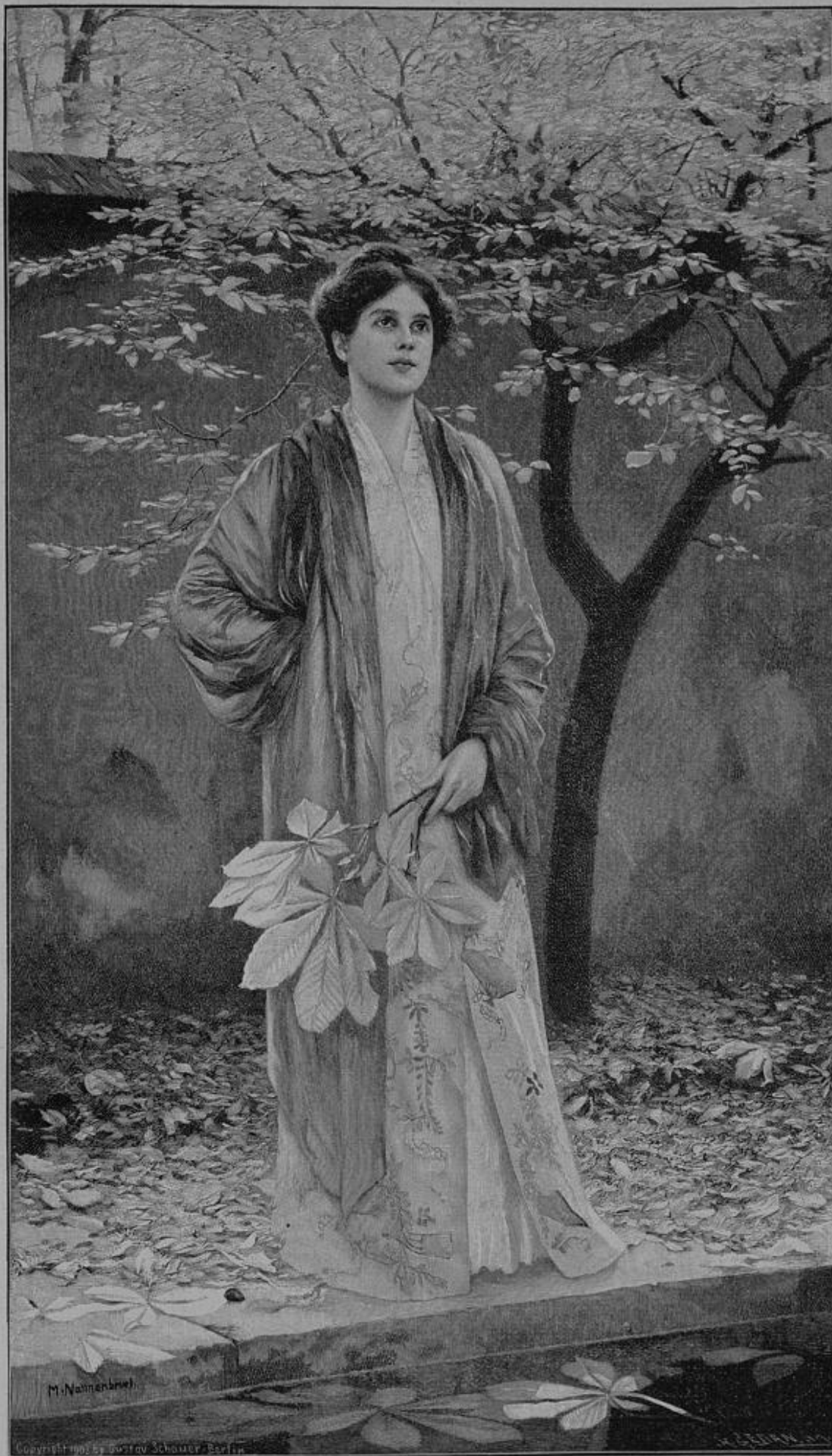
„Mit wieviel hängt der Junge?“

„Von Anfang an war's nur die Lumperei von drei Dukaten für Saatforn nach dem letzten Hungerjahr; jetzt ist's schon wacker auf sieben- und zwanzig Taler rausgerutscht. Für zwanzig Taler geht das Gespann zum Stück; der Rest bleibt stehen, bis er zur letzten Milchkuh reicht!“

„Himmel! Peter, ich will dem Steffen helfen aus seines Vaters willen; sieh' du nur zu, daß er nicht wieder in die Pfütze patzt!“

„Will's versuchen! Ich denke, es wird ihm zu helfen sein; kein Pfennig Schulden sitzt sonst auf der Scholle!“

„Daß die Halunken in die Hölle fahren! Fängt's hier auch schon so an, wie am Main und in Hessen?“



Ein stiller Winkel. Von Max Nonnenbruch. Copyright 1903 by Gust. Schauer, Berlin.

„Leider Gottes! 's ist mit den Bauern gerad' wie mit den Fliegen: wie verflissen kriechen sie auf den dicksten Leim, wenn er nur ein wenig nach Honig riecht; nachher fügen sie fest, die Fliegen wie die Bauern, und zappeln sich zu Tode. Und was das Allerniederträchtigste bei der Geschichte ist, wer's mit ihnen wirklich ehrlich meint, den lachen sie aus und dünken sich geschiedter als 'n Magister!“

„Geb's zu, müßt' aber trotzdem abgeholt werden! Hier will ich mal den Spieß umdrehen; geht's um mein Geld, will ich auch meinen Spaß haben. Ha, Peter, und du, Fritz, kommt dicht heran und horcht fein auf!“

Die drei steckten die Köpfe zusammen. Was da verhandelt wurde, schien sehr lustig zu sein; denn sie lachten vergnügt vor sich hin. —

Am nächsten Morgen nach der Frühsuppe wuschte sich Grieben den langen Schnauzbart, zog die Augenbrauen hoch und sprach bedächtig:

„So Peter, jetzt kann's losgehen. Hol' mir den Samuel und den Schuster!“

Gravitätisch hinkte der Wirt davon und kam bald mit den beiden Biederleuten zurück.

„Willst du ein gutes Geschäft machen, Samuel?“ fragte Thebel den Alten.

„Wenn's ä gutes ist, hob' ich nicht darwider,“ entgegnete der langbärtige hagere Handelsmann und rieb sich die Hände; „kann mer doch verdienen so nicht bei die schlechten Zeiten!“

„Meinetwegen auch“, meinte unaufgefordert Fritzsch; „schieß los, ihr Mitter vom zerschliffenen Wams!“

„Mach' keine dummen Nebensarten, Pechhengst, sonst fährt dir ein Gewitter auf den Schädel. Also paßt auf! Der Bauer Steffen Brudner, dem ihr auf dem Leder sitzt, ist der Sohn meines alten Freundes Leberecht, und ich will ihm deshalb aus freien Stücken helfen. Hab' aber noch nicht den Handschilling vom Herrn Obristen Golt, da wir erst übermorgen zur Musterung antreten. Seht euch deshalb diese ausgezeichnete Muskete mit eingelegter Arbeit und dieses prächtige Ladezeug an, das einen Edelmann zieren würde und mir im ehrlichen Kampf als gute Beute anheimfiel. Von morgen früh ab geb' ich täglich zehn vom Hundert Leihzinsen; wieviel wollt ihr darauf borgen?“

Nach eingehendem Betrachten und Befühlen willigten die Bucherer auf achtzehn Taler ein; sehr wohl kannten sie den Wert solcher Dinge: das Ladezeug allein war unter Brüdern zehn Dukaten wert. Bedauernd schüttelte Thebel den Kopf.

„Ja, Fritz, dann müßt' du deinen Kiraß d'rangeben, sonst langt's nicht!“

Mit finsterner Miene schnallte dieser den Stahlpanzer ab.

„O, ihr Kerle, meinen echten Mailänder!“

„Wieviel dafür?“ fragte Grieben.

Fritsch rebete dem Juden leise zu, worauf dieser antwortete:

„Geb' ich vier Taler und zwanzig Groschen!“

„Reicht noch immer nicht und zudem brauchen wir einen Zehrpennig für die paar Tage in Frankfurt. Was haben wir noch zu verzeihen? Halt! Die Mäntel! Seht sie euch an: groß, funkelnagelneu und vom besten blauen Brabanter!“

„Wollen mer hergeben dafür acht Taler,“ erwiderte Samuel nach kurzer Prüfung geschwind.

„Macht zusammen dreißig Taler zwanzig Groschen; für rund zwei- unddreißig sollt ihr alles in Verfas haben, bleiben dann noch fünf Taler für uns beide übrig. Rechnet also von morgen an täglich drei Taler und sechs Groschen Zinsen, bis wir Geld bekommen zum Einlösen!“

Längeres Drehen und Wenden; aber das Geschäft war zu schön: Samuel entschloß sich; das prachtvolle Schießzeug deckte überreichlich den ganzen Handel.

Der erfahrene Alte besaß ein scharfes Auge für ehrliche Gesichter und wußte, daß ihm von den beiden Kriegskleuten keine Gewalt drohte; auf den ersten Blick sah er, daß sie von gutem Soldatenschlage waren und nichts mit Buschleppern gemein hatten. Deshalb ergriff er die Gelegenheit beim Schopfe und bat demütig:

„Die Herren wollen aber bei uns bleiben den ganzen Tag als Schutzwache bis Frankfurt?“

„Jawohl, Samuel,“ bestätigte Grieben, „wir gehen mit; es soll euch unterwegs nichts geschehen. Ist der Steffen zur Hand?“ wandte er sich an Heinitz. — „Er wartet schon draußen!“

„So ruf' ihn herein, Alter, samt deinem Knecht als Zeugen!“

Ein flachshaariger, junger Bauer, aus dessen vergrämtem Gesicht nicht allzuviel Verstand schaute, trat mit dem Schankknecht ein.

„Steffen,“ begann Thebel langsam, „ich war deinem Vater selig Geld schuldig, ohne Schein, auf mein bloßes Wort; wieviel oder wie wenig brauchst du nicht zu wissen. Dafür löse ich heute deinen Schuldschein von Samuel ein. Gib den Bischof her und fünf Taler bar, Samuel!“

Thebel und Peter, des Lesens und Schreibens kundig, prüften genau den Zettel und fanden ihn echt. Jener zerriß ihn in vier Stücke und reichte sie dem mit offenem Munde dastehenden Bauern.

„Hier, mein Sohn Steffen Brudner, geh' damit an deines Vaters Grab und erzähle dort, daß der Musketiergeseite Thebel Grieben seiner Schuld ledig mit Zinsen und Zinseszinsen. Halt'n Mund, Zunge, brauchst nicht zu danken! Grüß deinen Vater selig von mir! Pacht auf!“ rief der alte Soldat lustig; „s ist Zeit zum Marsch!“

Augenblicks stürzte sich Samuel auf die beiden Mäntel.

„Hast recht, Jude, die Waffen sind nicht für dich; für die ist heut' der Schuster als Packesel gut genug. Leb' wohl, Peterchen, du hältst brav dein Versprechen und kommst bald nach Frankfurt zur Vorprache und Willkommen?“

„Versteht sich! Lebt wohl und bleibt munter, Thebel und Fritsch!“

Draußen stand vielverheißend die Julisonne am blauen Himmel, und sie hielt treulich, was sie versprach. Der unansehnliche Schuster trakte im heißen Brustharnisch, der ihm zu weit war, und schleppte außer seiner Tasche auch noch die schwere Musfete und das ganze Ladzeug.

Heiliger Berthold Schwarz, so gewichtig auf die Dauer hätte er sich den schlanken Schießprügel nicht vorgestellt, und dazu rieben und drückten die schlottenden Panzerketten auf den Schultern zum Tollwerden.

„Merktst du jetzt, Meister Kriem, warum die Musketiere keinen Harnisch tragen? Erstens hindert er beim Anschlag; und zweitens gib't auch für einen Mann zu Fuß zu viel Eisen drum und dran beim Marsch. Bitte mir aber aus, daß du mit dem Schaft nicht die Stiderei quetschest, faßest mir ja den ganzen Silberdraht zu schaden! Das Bändel liegt links, das Langgewehr rechts auf der Schulter; siehst du — so — Schlapphans!“

Den zähen Samuel fochten seine weichen Lasten weit weniger an; er hielt gut Schritt mit den beiden Landsknechten, die angenehm erleichtert dahinwanderten, während Fritsch pustend und murrend merklich zurückblieb, bis er endlich hinter Zittendorf ganz ausspannte.

„Ich plage mich nicht mehr mit dem Jan!“

„Söhnchen,“ zeterte der alte Jude, „du mußt; darf ich doch nicht tragen die graufamen Kriegswerkzeuge auf meine friedliche Glieder!“

„Ich kann aber nicht mehr, Schmutz; ich bin wie gerädert!“

„Vielleicht hat der junge Herr die große Gewogenheit, zu nehmen sein schönes blankes Kamisöfchen für einige Zeit?“

„Fällt mir nicht ein!“ brummte Fritsch. „Ich schleppe nur am Leibe, was mir vollkommen zu eigen gehört!“

„Dann werf' ich den Bettel fort!“ schrie der Schuster wütend.

„Hör' mal Schlingel, mein Mailänder Harnisch ist kein Bettel, und außerdem werde ich ihn unversehrt zurückverlangen!“

„O, du Gerechter,“ jammerte Samuel, „will er hinschmeißen an der Straß' das teure Gut, und soll ich's bezahlen womöglich für nicht und wieder nicht. Herr Korporal, habt die Güte, fu nehmen wieder das bligende Westchen zu eigen; rechnen wir ab dafür einen Taler von der Schuld!“

„So dumm! Vier Taler und zwanzig Groschen habt ihr ihn als Pfandwert geschäft! Laßt ihn liegen oder nicht, nur schafft ihn rechtzeitig wieder zur Stelle!“

„Nehmt'n und trag'n gesund, nur laßt'n nicht liegen; rechnen wir also ab die große Summe! Bleiben siebenundzwanzig Taler und zehn Groschen. Frischleben, was bist du für'n schwacher Vocher im Ertragen von Beschwerden des Leibes; was kostest du mir heut' for schweres Geld!“

„Bin eben keiner von deinen dummen Bauern,“ gab der andere giftig zurück; „jetzt mache ich aber Frühstücksrast!“

„Uns auch recht“, stimmten die Begleiter bei, lagerten sich ins Haidegras im Schatten einiger Kieferbüsche und brachten Imbiß und Storkblache zum Vorschein.

Scheinbar einträchtig erfrischte sich das sonderbare vierblättrige Kleeblatt mit Speise, Trank und einem kurzen Schläfchen, um alsdann die glühende Landstraße weiterzupilgern. Immer dunkler färbte sich des Schusters bartloses Gesicht; Schweißbäche rieselten in die geöffnete Halskrause, und trotz Thebels Verbot wechselte er mehrere Male die Tragschulter. Noch eine kleine Weile, und er blieb völlig erschöpft stehen und stieß den Kolben auf die Erde.

„Alle guten Geister, Herr Gefreiter, müßt ihr euch immer auf dem Marsche mit diesem Schießisen buckeln?“

„Selbsterständlich! Seine Kurfürstliche Durchlaucht hält den Musketieren keinen Kammerdiener. Gewohnheit! solch' Dingelchen ist gar nicht so schwer!“

Und mit einer Hand wirbelte er die Musfete wie ein Stäbchen durch die Luft.

„Jeder taugt nicht zum wohlblühlichen Musketier,“ knurrte Fritsch, „ich wenigstens hab' genug von der Probe! Trag' diesen Schlagbaum weiter, wer will; ich bringe kein heißes Stück Haut mehr auf den Achseln heim!“

Samuel schluchzte vor Ventelndoten und Herzensängsten.

„Vater Abraham hilf! Was soll mer machen? Herr Feldwäibel, seid barmherzig und tragt das gewaltige Rohr!“

„Oho, fehlte noch; denke darin gerade wie Fritsch! Nicht wahr, so ein paar billige Bauernochsen treiben sich leichter heim?“

„Herr Leutenambt, ziehen wir ab dafür etwas von der Pfandschuld!“

„Laß hören!“

„Sagen wir drei Taler, Herr Hauptmann!“

„Nichts da, mach's glatt auf achtzehn Taler Rest: Hast immer noch guten Verdienst am Steffen!“

Der gequälte Geldmann sträubte sich gewaltig; aber was half's: der Schuster wollte nicht mehr, und er selbst hätte das Donnerrohr nicht getragen.

Schmünzelnd nahm der alte Landsknecht seine wuchtige Waffe auf, und endlich erreichten die vier die Schänke an der Buschmühle.

„Hier wird eingefeiert und ein frischer Trunk gehoben!“ befahl Grieben. „Ihr seid meine Gäste!“

Dagegen hatte unter solchen Umständen auch der sparsame Händler nichts einzuwenden, und männiglich stärkte er sich bald an einem vortrefflichen Tropfen Bier. Aus vollem Halbe lachte der Wirt, als er den Handel erfuhr; die hellen Tränen kollerten ihm aber vor Vergnügen über die feisten Wangen, als Thebel am Brusttag rasselte, ein straffes Ventelchen hervorzog und also anhub:

„Wir sind nun nicht mehr fern vor den Toren der guten Stadt Frankfurt, allwo wir zwei Kriegskleute vor dem hochedlen Herrn Joachim Müdiger von der Goltz zur Ausmusterung erscheinen wollen. Hochderselbe hat uns bereits durch seinen Werbeoffizier als sicheren und wohlprobtten Doppeldödnern die Anweisung aufs Handgeld verabsolgen lassen, welches wir nach Belieben schon heute haben könnten; es ist daher reputierlich und notwendig, mit den affordierten Montur- und Waffenwerk einzurücken. Nun bin ich zwar vom Regiment noch nicht inbarer Münze bedacht, habe aber erfreulicherweise manche Ersparnis aus früheren Diensten gesammelt. Hier lege ich dir, Samuel, den bedungenen Schuldrest von achtzehn Talern blank und vollwichtig auf den Tisch, nehme dagegen wieder Mantel und Ladezeug in Eigentumsrecht und Verwahrnis, bedanke mich auch bei dir und deinem werren Genossen, daß ihr so hilfsreich und fleißig uns den Dienst als Packesel geleistet, so euch gar häufig andere Leute leisten müssen!“

Bei diesen Worten öffnete er behutsam die Klappe am Kolben seines Gewehres, zog den hölzernen Mündungsbedel vom Laufe und ließ drei gute Handvoll „Lot“ herauslaufen, um sie im Kugelbeutel zu verwahren.

„Herr Wirt, die Zeche für uns vier! — So, jetzt seid ihr wackeren Adjutanten unseres Schutzes nicht mehr bedürftig! Gehabt Euch wohl, Herr Wirt! Komm, Fritsch, wir wandern vorweg!“

Als die Soldaten ein paar Schritt gegangen waren, hörten sie zu ihrem großen Ergötzen, wie hinter ihnen Samuel und Fritsch sich laut schimpfend in die Haare gerieten, und es schien ihnen so, als ob der Wirt zur Wahrung seines Hausfriedens handgreiflich Ruhe zu stiften trachtete.

Ein unheimlicher Kerl.

Von Karl Ettlinger.

Ich lernte ihn in einer Kneipe im Montmartre-Viertel kennen. Er saß am selben Tisch, las die Zeitung und rauchte einen fürchterlichen Knaster. Ich taxierte ihn auf einen besseren Arbeiter. Das Blatt, das er studierte, trug auf der ersten Seite ein Bild in abscheulichem Farben-

druck, das meine Aufmerksamkeit erregte. Ich bat mir das Blatt aus. „Kampf einer Mutter mit einem Eisbären.“

„Fein, was?“ meinte mein Bisavik. „Ich habe auch schon mal mit einem Eisbären gekämpft!“

„Sie sind Dressieur?“

„O nein! Ich kämpfte in Grönland mit einem! Ein Nordstier war es!“

„So, Sie waren schon in Grönland?“ fragte ich interessiert.

„Freilich! Mit Ranzen!“

Ich dachte: „Junge, Junge, so siehst du mir aber gar nicht aus“, war jedoch zu höflich, meinen Argwohn laut werden zu lassen.

„Sie glauben's vielleicht nicht?“ jagte er, der wohl den Zweifel auf meinem Gesicht las. „Nah, ich habe schon ganz andere Dinge mitgemacht!“

Das sagte er mit so vollkommenem Ernst, daß ich nicht widersprechen konnte.

Wir kamen ins Gespräch, plauderten von gefährlichen Jagdabenteuern, von großen Unglücksfällen und sogar von Politik. Die russischen Zustände interessierten ihn besonders.

„Ich habe auch schon mal eine Bombe geworfen!“ erzählte er, „Eigentlich zweimal! Das erstemal ging sie nicht los.“

Nun mußte ich doch lachen. Aber der unerschütterliche Ernst, der ihn keinen Augenblick verließ, machte mich stumm. . . . Ich habe von entsprungenen Irrsinnigen gehört. Ganz gräßliche Dinge erfährt man da zuweilen. Sollte am Ende . . . ?

Der andere ließ mir keine Zeit zu langen Betrachtungen: „Ich wurde natürlich abgefaßt,“ fuhr er fort. „Sonst wäre es ja kein richtiges Attentat gewesen. . . . War sehr fein! Machte viel Aufsehen damals. Beinahe so viel wie der Eisenbahnüberfall in Colorado.“

„Daran waren Sie auch beteiligt?“ — Ich rückte unwillkürlich etwas weiter weg.

„Das glaub ich! Ich war ja der Hauptkerl bei der ganzen Sache! Die andern wußten ja nicht ordentlich mit Revolvern zu hantieren!“

Mir lief es eiskalt über den Rücken. Aber ich weiß, daß man auf die Ideen Wahnsinniger eingehen muß. Trotzdem versuchte ich, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Haben Sie vom Erdbeben in San Francisco gehört?“ fragte ich scheinbar harmlos.

„Gehört? Da war ich ja dabei! Das war mal was! Den Rabau und den Gestank! Aber schön war's! Ich würde gleich wieder mitmachen! . . . Der Ausbruch des Vesuv hat mir weit weniger imponiert!“

„Da waren Sie . . . auch dabei?“

„Natürlich! Ohne mich geht's doch nicht!“

Nun wußte ich bald nicht mehr, was ich reden sollte. Und dabei machte der unheimliche Geselle keine Anstalten aufzubrechen.

Eine entsetzliche Situation: in einer halbdunklen, entlegenen Kneipe allein mit einem Tollen. Wenn er einen Anfall bekam? Der Schweiß stand mir auf der Stirn. . . . Ich mußte reden, reden, reden, und ich rebete den größten Unsinn.

„Was halten Sie von General Stössel?“

„Stössel? Ein schöner Mann! Ich habe damals Port Arthur mitgestürmt! War keine Kleinigkeit, die Bastionen zu erklettern. Die Dinger waren eckig glatt! Aber, Gott sei Dank, ich kann klettern. Bei der Reise auf den Mond mußte ich noch weit mehr klettern!“

Nun war kein Zweifel mehr möglich: der Mann war verrückt. Ich war so aufgeregt, daß ich nicht mehr weiter sprechen konnte. Wir saßen uns schweigend gegenüber. Der unheimliche Kerl ließ kein Auge von mir.

Höflich stand er auf. „Ich muß gehen! Wir haben heute noch einen Mord vor. Einen Hotelmord, wissen Sie! Wird Aufsehen machen!“

Um Gotteswillen! Und das sagte der Kerl mit einer Gemütsruhe, als erklärte er: „Ich gehe zum Friseur!“ Er setzte seine Kappe auf, reichte mir die Hand und fragte: „Gehen Sie mit? Sie haben so was doch noch nicht gesehen!“

„O, danke sehr, ich muß nicht von allem haben. . . . Ich mache mir gar nichts aus Blut!“

„Gott, das ist ja doch nur Schweineblut! Kommen Sie doch! Es ist wirklich interessant! — Na, wenn Sie nicht wollen, dann nicht! Auf Wiedersehen!“

Gott sei Dank, er ging. Ich hätte es nicht länger ausgehalten, ich war wie gelähmt.

Schnell zahlte ich und wollte nach dem Polizeirevier.

„Wie heißt denn der Mensch, der mit mir am Tisch saß?“ erkundigte ich mich im Gehen beim Wirt.

Der Wirt suchte die Achseln. „Andrés Juan oder so ähnlich.“

„Und was ist er?“

„Im, was er ist? . . . Des ist so 'ne Sache!“

Der Wirt lächelte so eigentümlich, daß mir abermals angst und bange wurde. Sollte er am Ende im Einverständnis sein . . . ?

„So sagen Sie mir doch, was er ist?“

„Ja, das ist was Sonderbares! Wissen Sie, so ein armer Kerl, der nichts zu beißen hat, kommt auf eigene Einfälle! (Ha! Da hatten wir's ja!) Der eine findet sein Brot so, der andere so! Verhungern will keiner!“

„Das ist alles sehr schön und sehr gut, aber kommen Sie doch endlich heraus mit der Sprache! Ich weiß es übrigens im voraus: er stiehlt und mordet!“

„Nur für den Kinematographen! Wissen Sie, er hifst halt mit Bildern stellen. Auf allen größeren Filmen ist er drauf. . . . Erstürmung von Port Arthur — wenn man genauer hinsieht, merkt man, daß es die alten Festungsgräben im Faubourg sind —, Ausbruch des Vesuv, Erdbeben in San Francisco, Überfall eines amerikanischen Expreszuges, Bombenattentat auf Stolypin — überall ist er dabei!“

„So, so . . . überall . . .“

Ein dümmeres Gesicht habe ich höchstwahrscheinlich noch nie gemacht. Nun tat's mir leid, daß ich der Einladung zu dem Hotelmord nicht gefolgt war. Die Sache hätte mich doch interessiert.

Die Monduhr.

Skizze von Alwin Römer.

(Nachdruck verboten.)

„Die Erde ist ein Dorf, meine Herrschaften. Nichts weiter als ein großes Dorf. Man kann hingehen, wohin man will: irgendwie kommt's alsbald immer heraus, wo uns daheim der Schuh gedrückt hat! Und wenn man zu den Kaffern flieht! Ich will Ihnen das an der Geschichte von der Monduhr beweisen!“ sagte der bequeme im Klubessel liegende kleine Baron Hedringen und zündete sich sodann an seiner fünfzehnten Zigarette die sechzehnte an. Er war auf vierzehn Tage wieder einmal in Berlin, auf einen Monat vielleicht in Deutschland, dann trieb ihn das Reisefieber doch wieder hinaus nach Bombay oder Rio, vielleicht auch nach Hammerfest oder Frisko. Er war ein Globetrotter erster Ordnung, der Schiffsplanen oder rollende Räder unter sich spüren mußte, wenn ihm wohl sein sollte. Hätte er nicht das nötige Kleingeld für diese Passion gehabt, wäre er sicher der unglücklichste Mensch von der Welt oder — Schlafwagenkontrolleur geworden. Wenigstens war das seine eigene Ansicht.

„Also, passen Sie auf! Als ich noch in Aschenburg bei den grünen Husaren stand, hatten wir einen Rittmeister Erichsen. Pompoier Kerl. Stramm im Dienst. Pünktlich auf die Minute. Ach, was sag' ich: auf die Sekunde! Und dabei kein Schuster! Ehrlich nach oben und unten! Einen einzigen Fehler hatte er, wenn man das für einen Fehler gelten lassen will: er trank ab und zu mal ein bißchen über den Durst, und dann wurde er zunächst ziemlich redselig. Schließlich aber kam ihm der Schlaf, und er nickte ein, ganz gleichgültig, wo er saß. Es hing ihm wohl aus der alten Kadettenfalle her an, einfach den Kopf auf die Arme zu legen und am Tische forsch einen Vorstoß auf die Nacht zu nehmen.“

Wenn ihm das im Kasino passierte, gab es natürlich allerlei lustige Anzüglichkeiten, von denen er freilich nichts hörte. Da er mit seinem Kopf schon frühzeitig durch die Haare gewachsen war, so ging es selbstverständlich über seine mächtige Tonsur her, die sich in dergleichen Viertelstunden allen Blicken herausfordernd genug darbot, und die bekannten Kalauer vom „Glaser Bergland“ und der „Kreisstadt Blankenburg“ nebst unzähligen anderen in immer tristeren Variationen hervorrief.

Diese Tonsur aber war sein heimlicher Kummer. Sie raubte ihm nämlich die Courage, bei der schönen, aber etwas schnippischen und hochmütigen Tochter der alten Erzellenz Loffow das entscheidende Wort zu wagen. Und er hätte sie doch für sein Leben gern zur Frau gehabt. Da erfuhr er eines Tages, daß ihm in dem jüngst zum Regiment versetzten Rittmeister von Goldnagel ein Nebenbuhler erwachsen sei. Das gab ihm den Mut der Verzweiflung und er beschloß, schon den nächsten Sonntag dazu zu benutzen, in aller Form um Fräulein Grika von Loffow zu werben.

Hatte er gegen irgend einen guten Freund etwas durchsickern lassen, als er am Samstagabend in seiner Lieblingsmarke „Zeltiger Monduhr“ schmelzte, oder nicht — ich habe es nicht erfahren können. Ich weiß nur, daß er gegen elf mit dem Haupt auf dem Tisch lag und schnarchte, auch nicht zu wecken war, als wir gingen, und deshalb seinem Schicksal überlassen wurde. Wir hatten vor, in ein Café zu bummeln, in dem eine etwas üppige Büfettbabe unsere damals noch höflich zundrigen Herzen entflammt hatte. Schon nach einer Stunde kamen wir zurück, um noch eine Weile Stat zu drehen. Inzwischen war Erichsen gegangen. Irgend jemand mußte es also doch fertig gebracht haben, ihn zu ermuntern.

Wer in der Zwischenzeit den Raum betreten hatte, ist nie mit Sicherheit festgestellt worden. Aber ein bokhafter Kerl muß es auf jeden Fall sein. Und in Verdacht hatten wir nachher allesamt Goldnagel.

Um es kurz zu machen: als der gute Rittmeister am anderen Vormittag zu Loffows kam und seine Büdlinge machte, fühlte er sofort, daß irgend etwas nicht in Ordnung sein mußte. Die beiden Erzellenztöchter sicherten, wenn sich ihre Blicke trafen, und er seine Augen zu irgend einer Trophäe oder einem Bilde emporschweifen ließ, so daß ihm vor Verlegenheit ganz unheimlich zumute wurde, bis plötzlich Papa Erzellenz durch eine Seitentür hereintritt, stutzt und dann losplagt:

„Ja, mein bester Herr Rittmeister, was haben Sie sich denn da für eine Uhr zugelegt?“

„Eine Uhr?“ fragt Erichsen erstaunt.

„Ja, ja, eine Uhr! Und sie zeigt stark auf Dreiviertel! . . . Das ist ein ganz dummer Biß nebenbei! Aber es sieht wahnsinnig komisch aus! Nehmen Sie's nicht krumm, wenn ich mich erst mal auslaße!“

Die Möbel lachten natürlich mit. Und er wußte noch immer nicht, was eigentlich los war.

„Da ist das Zifferblatt!“ sagte Erzellenz und tippte ihm mit dem Finger auf seinen Mondschein. Und endlich begriff er. Es hatte ihm jemand, gestern abend mußte es gewesen sein, als er wieder mal am Kaffinotisch eingeschlafen war, mit irgend einem scheußlichen Tintensaft die zwölf Stunden darauf gemalt und ein Paar Zeiger dazu, die auf dreiviertel zwölf zeigten. Mit zwei Handspiegeln hat er es nachher festgestellt, nachdem er brennend vor Scham und schnaubend vor Grimm, wieder daheim angelangt war.

Seitdem hieß er die „Monduhr“. Vergeblich suchte er den Urheber dieses albernen Streiches zu ermitteln. Selbst die deutlichsten Insulten für „den betreffenden Esel“ wirkten nicht. Da brach er eines Abends ohne Federlesen einen Streit vom Zaun und schoß drei Tage später dem Rittmeister von Goldnagel die rechte Hand kaput. Zifferblätter konnte er damit nicht mehr malen. Und auch mit seiner Karriere war es vorbei, in der Armee sowohl wie bei der Erzellenztochter.

Aber auch Erichsen quittierte bald darauf und verschwand. Er war ins Ausland gegangen und galt alsbald für verschollen.

Trotzdem: die Erde ist eben doch nur ein Dorf! Wie ich in diesem Herbst von Veracruz nach Puebla fahre, um eine flüchtige Bekanntschaft mit einem dort ansässigen Weizen-Rabob zu erneuern, sehe ich vor dem französischen Café einen Hünen sitzen, braun gebrannt, den Schädel voll glatt gebürsteter blonder Haare, lässig in der Kleidung, aber straff in der Haltung, wie ein waschechter preussischer Rittmeister.

Er sieht mich prüfend an und vertieft sich dann plötzlich in seiner Zeitung.

„Erichsen,“ sage ich, „so entgehen Sie mir nicht!“

„Sind Sie es wirklich, Helbringen?“ fragt er da und lächelt süßsauer. „Verzeihung, ich . . . ich kannte Sie nicht gleich wieder! Oder, um ganz ehrlich zu sein: ich wollte nicht!“

„Auch gut!“ entgegnete ich kühl und wollte weiter. Aber er hielt mich fest. Ich mußte mich zu ihm setzen und seine Erklärungen anhören.

„Die alte Welt liegt nämlich hinter mir!“ begann er. „Ich habe versucht, alles zu vergessen, und es ist mir so ziemlich gelungen. Kein Mensch hier kennt mich von drüben her. Meine Leute halten mich für einen Norweger, und meine kleine Frau hat noch heute keine Ahnung, weshalb ich Deutschland damals den Rücken gekehrt habe. Ich kann nicht darüber reden! Die Galle steigt mir noch immer ins Blut, wenn ich an den gräßlichen Sonntag denke. Lediglich wegen des verdamnten Spignamens — Sie wissen ja, welchen ich meine! — trage ich in dieser Sonnenglut auch die Perücke, und lediglich deswegen wollte ich mich vorhin an Ihnen vorbeidrücken! — Nun müssen Sie aber mein Gast sein, auf ein paar Tage wenigstens, Helbringen!“

Und er quälte so lange, bis ich mitging . . . Herrschaften, er hat es gut da drüben! Die Frau ist entzückend. Das Bestium ein kleines Paradies und der Schwiegeralte ein Gentleman mit einer riesigen Menge Draht. Ich habe mich höllisch wohlgeföhlt da! Als ich endlich von dannen mußte, war er stark beschäftigt. Ich hat ihn, mich allein fahren zu lassen und setzte es schließlich durch. Schon hatte ich Kutscher und Diener abgefunden und war auf den Perron hinausgegangen. Da fiel mir ein, daß ich ein paar Bücher auf der Veranda vergessen hatte, und ich wandte mich noch einmal zurück, um den Leuten Bescheid zu sagen.

Sie standen vor dem Tisch einer Tortillaverkäuferin und unter-

hielten sich lebhaft mit den Packträgern. Just wie ich herantrat, hörte ich einen der braunen Burschen fragen: „War das ein Verwandter von Signor „Monduhr“? Oder nur Geschäftsfreund?“

Das ging mir denn doch über das Bohnenlieb. Ich holte mir den Diener auf die Seite. Es war ein fixer Junge aus New Orleans. Er sollte mir sagen, wie sie zu dem Namen kamen.

„Welchen Namen?“ schwindelte er. Aber seine Augen lachten dabei. Schließlich bekannte er Farbe. In der Nachbarschaft ihres Landhauses lag eine Kneipe. Dort waltete seit einem Jahre schon ein deutscher Aufwärter. Ausgerechnet bei den Aischenburger „Grünen“ hatte er gestanden, ehe er über den großen Teich gegondelt war. Der kannte natürlich die Geschichte von der „Monduhr“ und hatte getreulich für ihre Verbreitung gesorgt . . .

Ob Erichsen schon dahinter gekommen ist, wage ich zu bezweifeln.

Jedenfalls gibt es einmal einen schlimmen Tag. Aber seine kleine Frau wird lachen, daß die weißen Zähne nur so bligen. Am meisten über die Erzellenztochter! Dessen bin ich sicher!“

Er war inzwischen mit der neunzehnten Old judge fertig geworden und setzte die zwanzigste in Brand und dabei fragte er, sich im Kreise umschauend:

„Ist nun die Erde ein großes Dorf, Herrschaften, oder nicht? . . .“

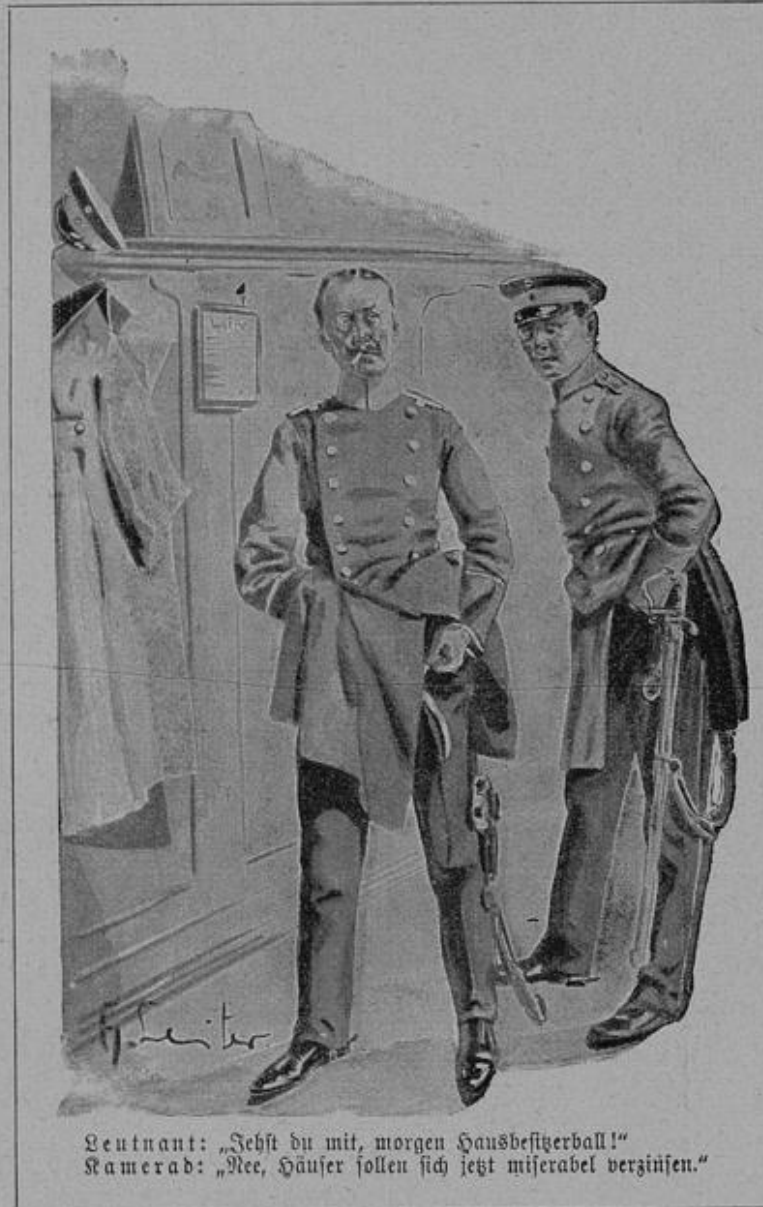
Unsere Bilder.

„Ein stiller Winkel“ nennt Max Nonnenbruch sein Gemälde mit der schönen jugendlichen Frauengestalt, deren Augen versunken in die Weite träumen. Zur Frühlingszeit, wenn der Apfelbaum an der grauen Mauer in weißer Blütenpracht prangt, wenn ihn milde Lüfte umfosen und im hellen Sonnenschein das muntere Geseumm der Bienen aus seinen Zweigen bringt, dann wohnt auch in diesem Winkel ein geheimnisvolles Leben und Weben. Wie ein allgewaltiges Lied von der ewigen blühenden Schönheit der Welt klingt es auch an diesem menschenfernen Plätzchen. Dann aber, wenn nach des Sommers reicher Fülle die Natur Einkehr hält, wenn die Sonnenstrahlen matter und matter werden und der Fuß im herbstlichen Laube raschelt, dann wird es stille und einsam hier draußen. All die lauten und leisen Stimmen sind erloschen und müde und traurige Gedanken dämmern in den Zweigen. Und wer die Augen des Malers hat, der kann sie dann wandeln sehen, in hoheitsvoller, reiner Schönheit mit traumverlorenen Blicken — die Gestalt der Melancholie. — Früh übt sich wer ein Meister werden will, aber auch wer eine Meisterin

werden will, muß beizeiten mit der Übung beginnen, ganz besonders wenn es sich um die Meisterschaft in der Kochkunst handelt. Die kleine Hausfrau auf dem humorvollen Bilde „Vorwiegend“ von Hermann Kaubach sängt ihre Versuche freilich schon reichlich früh an. Man hört schon die Heze aus dem Faust: „Entzwei! Entzwei! Da liegt der Drei!“ Und unser vorwichtiges Jüngferchen wird daneben liegen und mittags nichts zu essen haben!

Gedankensplitter.

„Den Nagel auf den Kopf geschlagen!“
Ist höchstes Lob gelung'ner Tat,
Doch wär's vergeblich, sich zu plagen,
Wenn keinen Kopf der Nagel hat.



Leutnant: „Sehst du mit, morgen Hausbesitzerball!“
Kamerad: „Ne, Häuser sollen sich jetzt miserabel verziäsen.“